

Der Rosenhof [Fortsetzung]

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **15 (1925)**

Heft 20

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-640926>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 20
XV. Jahrgang

Bern
16. Mai 1925

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Nasser Mai.

Von Ernst Oser.

Du lieber Wonnemonat Mai,
Nun lasse doch das Gießen!
Du kamst so oft mit Hei, Juchhei.
Jetzt aber ist's zum Niesen.

Zum Schnupfen paßt es nachgerad',
Zum Krieren und zum Schlottern.
Man sollte jeden Wiesenpfad,
Den Straßen gleich, beschottern.

Denkst du denn an die Pärchen nicht,
Die sehnend deiner warten?
Verbirgst du deiner Sonne Licht
Den Wäldern, Flur und Garten?

Hab' Mitleid mit den Vögeln doch
Und mit den Schmetterlingen,
Bist ihnen stets der liebste noch,
Besel'ge ihre Schwingen!

Sogar die Kröche dort im Rohr,
Sie missen deine Zeichen,
Und heitrer Klänge wohl ihr Chor
Zur Nacht, der warmen, weichen.

Komm' wieder, lieber, alter Mai,
Sei uns der Freudenspender!
Zieh' nicht so grau und kalt vorbei
Im heurigen Kalender!

Bekehrst du dich zum Sonnenschein,
Dann, Regen, gottbefohlen!

Magst du dann dort am grünen Rain
Den Dichter überholen!

Der Rosenhof.

Roman von Lisa Wenger.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 20

Tante Ursula begrüßte den Gast ein wenig kurz und nebensächlich und zog an dem gestickten Glöckenzug. Als Berene erschien, gab sie den Befehl, Springer vom Essen aufzutragen, was noch da sei.

Er setzte sich zwischen Susanna und Tante Ursula und sagte nichts. Niemand wußte, was er sagen sollte.

Clermont zündete sich eine Zigarette an und lehnte sich in seinem Stuhl zurück. Unter seinen breiten Augenlidern hervor sah er Springer an, ganz gleichgültig und vornehm.

Onkel Daniel stellte vor. Den Namen Springer verschluckte er. Ein Besuch aus Amerika. Clermont verbeugte sich leicht, Springer nickte mit dem Kopf.

„Anscheinend habt ihr meinen Brief nicht erhalten?“ fragte er.

„Nein.“ Wieder eine Pause.

„Wohin wollen Sie“, fragte Tante Ursula ohne jede höfliche Verzierung.

„Ich weiß es nicht. Wollte mir Ihren Rat holen“, sagte Springer. Er sah Susanna an und rückte seinen Stuhl etwas zurück, daß er sie besser betrachten könne.

„Hätte nicht gedacht, daß ich eine so schöne Tochter habe“, sagte er. Susanna sah angstvoll zu Clermont hinüber, ob er das deutsche Wort wohl verstanden habe.

Nur das nicht, dachte sie. Daß er nur das nicht erfährt. —

Eine wahre Todesangst erfaßte sie, die ihr die Hände ergriff und sie beinahe zwang, sie gegen den Vater auszustrecken. Jean sollte es nicht wissen. Daran sollte ihr Glück nicht scheitern. Sie konnte nichts anderes denken. Sie hörte endlich den Vater fragen, wie es Klärchen gehe.

Da fuhr sie auf und erzählte rasch und eingehend von der Schwester, nur damit Springer sie nicht noch einmal Tochter nenne vor dem Gast.

Berene kam und brachte Suppe, Fleisch und Gemüse, und der Vater Susannas ließ es sich schmecken. Ehe er fertig war, stand Clermont auf und empfahl sich mit einer Entschuldigung. Eine Verabredung, früher als gewöhnlich — ein Freund, der wartete.

Erlöst atmeten sie auf, als er fort war. „Sie hätten sich anmelden sollen“, sagte Tante Ursula streng. Der Amerikaner sah sie seltsam an.

„Ich war so töricht zu denken, daß sich Susanna doch vielleicht freuen könnte“, sagte er.

„Das war in der Tat töricht. Sie sind ihr ja gänzlich fremd“, sagte Ursula.

„Freilich“, nickte Springer. „Ich weiß es wohl. Aber ich dachte es dennoch.“ Er aß hastig, Messer und Gabel unschön gebrauchend. Hastig trank er auch das Glas Wein, das ihm Schwendt geboten, hinunter.

„Und?“ fragte Onkel Daniel.

„Ich habe es einfach drüben nicht mehr ausgehalten“.

sagte Springer. „Ein Mensch will doch gern da sterben, wo er geboren ist. Und schließlich, warum sollte ich nicht hierherkommen? Es wehrt es mir ja niemand, wenn mich auch niemand kommen hieß. Ich will mir ein wenig Land kaufen und es bebauen. Hühner halten. Bienen. Versteh' mich darauf. Etwas Geld habe ich, viel nicht. Ich wollte von Ihnen wissen, Herr Schwendt, wo ich mich ansiedeln könnte.“

„Hier ist das Land teuer“, sagte Tante Ursula, und man sah es ihr an, wie sie sich über ihre Klugheit freute.

„Kann ich mir denken. Je weiter weg von hier, je billiger“, sagte er.

„Ja“, sagte Schwendt. Susanna stand plötzlich auf und ging hinaus. Springer sah ihr nach.

„Vielleicht ein Betreuer von ihr?“ fragte er und zeigte mit dem Daumen über die Schulter nach der Tür, durch die Clermont hinausgegangen.

„Ja, ein sehr ernsthafter und willkommener.“

„Begreife. Da paßt ihr der Vater nicht; der Amerikaner nicht und der Zuchthäusler nicht.“

„Können Sie ihr das übelnehmen?“ fragte Schwendt.

„Durchaus nicht. Begreife das vollkommen. Werde mich ihr nicht aufdrängen.“

„Vielleicht wäre es besser, der Herr erführe gar nicht, daß Sie ihr Vater sind“, sagte Ursula vorsichtig.

„Wohl möglich. Werde mich davonmachen, sobald ich weiß, wo ich mich ansiedeln könnte. Ein Arzt muß in der Nähe sein.“ Schon betrachtete Ursula den Menschen, der eine so grauenhafte, so entsetzliche Krankheit mit sich herumtrug, die jeden Augenblick ausbrechen konnte zum Schrecken der Umstehenden. Sie vertrug den Anblick von Kranken nicht. —

„Seien Sie ohne Sorge, die Anfälle kommen selten“, sagte Springer, der ihr die Gedanken vom Gesicht ablas.

„Ursula, wie wär's bei Onkel und Tante in Turnach?“ fragte plötzlich Onkel Daniel. „Da ist das Land billig.“

„Natürlich!“ rief Tante Ursula. „Natürlich! Daß ich daran nicht gleich dachte. Dort könnten Sie ja auch gleich wohnen, Springer. Ganz gewiß, dort könnte er wohnen. Meinst du nicht, Schwendt?“

Tante Ursula fragte Schwendt nur um seine Meinung, wenn er ihre Ansicht bekräftigen sollte. Sonst genügte ihr die ihre vollkommen. Sie wartete denn auch gar nicht ab, was der Onkel antwortete.

„Morgen fahren wir“, sagte sie und stand auf. „Heute behalte ich Sie gern als meinen Gast.“

„Danke“, sagte Springer. „Ich schlafe in der Stadt. Ein Loch genügt, ich bin nicht wählerisch. Wo ist Susannas Zimmer?“

„Dort“, sagte Ursula und zeigte nach links. Springer ging, ohne etwas zu sagen, zur Tür und klopfte an. Ein undeutliches Herein erklang. Susanna saß auf einem Stuhl an der Wand und hatte ihr Taschentuch in der Hand, das von Tränen naß war.

„Du brauchst nicht zu weinen, Susanna“, sagte Springer. „Ich denke nicht daran, dich unglücklich zu machen. Heute schlafe ich noch in der Stadt, und dann gehe ich. Ob ich in Turnach wohne oder in der Kolonie, soll für dich auf eins herauskommen. Aber was du übrig hast an Freundschaft oder Zuneigung, das könntest du mir geben,

ich hab's nötig. Habe auf der Gotteswelt keinen, der mir nachfragt. Keinen. Ich bin auch zufrieden, wenn du ohne Zorn an mich denkst und nicht zürnst, daß ich gekommen bin. Mehr will ich gar nicht. Du brauchst dich zu nichts zu zwingen, hörst du, Susanna.“ Sie sah ihren Vater an.

„Ich muß Zeit haben“, sagte sie ängstlich. „Ich kann meine Gefühle nicht schaffen. Sie sind da, oder sie sind nicht da. Ich will mir Mühe geben. Aber jetzt —“ rief sie leidenschaftlich, „ich stehe vor meiner Verlobung, und niemand soll mir mein Glück umstoßen. Es ist nicht Grausamkeit von mir, es muß bloß sein: Jetzt bitte ich, dem Herrn von Clermont nicht begegnen zu wollen.“ Sie vermied die Anrede „Vater“.

„Das habe ich schon versprochen“, sagte Springer. „Gib mir die Hand, Susanna. Ich habe meine Schuld gebüßt, du kannst sie mir ruhig geben.“

Ohne sich zu bestimmen, gab sie ihm die Hand. „Verzeih mir“, sagte sie.

„Fährst du mit, wenn ihr zu den Verwandten in Turnach geht?“ fragte er. Sie nickte. „Da sehe ich dich also morgen nicht?“

„Nein.“ Er drehte sich schwerfällig um und ging... Unter der Tür nickte er Susanna zu.

Sie ging unruhig in ihrem Zimmer auf und ab, das längst nicht mehr so nüchtern war wie einst. Hyazinthen blühten zwischen den Fenstern und lachten bunt und farbenfroh den Himmel an, und in großen Glasschalen guckten zwischen grünem Moos Schneeglöckchen hervor. Farbige, samtene oder seidene Decken lagen auf Tisch und Tischchen und vor dem Ruhebett ein großer Teppich aus Vama-fellen, der dem Zimmer einen vornehmen Anstrich gab. Die gehäkelte, schwere, weiße Bettdecke hatte Susanna mit einer leichten Decke aus gelblichen Spitzen mit farbiger Unterlage vertauscht. Die Tante hatte drei Tage mit ihr geschmollt, daß sie die große Arbeit nicht mehr schätze, und hatte am vierten Tag von der Undankbarkeit der Kinder gesprochen. Sie nannte Susannas Stube ein Mari-tätenkabinett, was einem schweren Tadel gleichkam.

Susanna stand vor den duftenden Blumen und starrte sie an. Sie war in beständiger, fieberhafter Erwartung. Sie konnte nicht begreifen, daß es Jean nicht drängte, zu ihren Pflegeeltern zu kommen und zu sagen: Ich liebe sie. Gebt sie mir zur Frau. Sie konnte es nicht verstehen, daß er so ruhig und fast gleichgültig mit ihr zu Tisch sitzen konnte, ohne ihre Augen zu suchen und ohne sie anders anzureden, als wie das Gespräch es mit sich brachte. Sie hatte einen so kostbaren Schatz zu verschenken, und er kam nicht, ihn in Empfang zu nehmen?

Es fiel Susanna gar nicht ein, ihre Persönlichkeit mit seinen Gütern zu messen. Der Gedanke kam ihr gar nicht, sie möchte nicht in seine Familie passen. Sie liebte ihn, er liebte sie. Sie war stolz darauf, daß er reich war. Sie war auch reich. Sie freute sich, daß er aus adeliger Familie war. Nur das eine, daß sie die Tochter Springers war, das beunruhigte sie. Das hätte nichts zu sagen, meinte sie, wenn ihr Vater ferngeblieben wäre. Sie selbst hatte es vergessen, daß sie die Tochter eines Zuchthäuslers war. Jetzt stand die Entscheidung drohend vor ihr.

Beim Hin- und Hergehen hatte ihr Blick den Spiegel gestreift. Sie fand sich verändert. Sie lächelte ob ihren

freudehungrigen Augen. Und als ihre roten Lippen sie anlachten, schlug sie die Augen nieder. Ja, sie hatte geküßt. Aber sie schämte sich nicht. Olga hatte recht, man schämt sich nicht mehr. Man ist gar nicht mehr stolz auf seine Herrlichkeit und Unnahbarkeit. Man findet das lächerlich und unnötig. Man will geben, wenn man liebt, geben, geben. Und auch nehmen. Und darum ist Geben kein Geben, sondern wieder ein Nehmen. O, Liebe ist schön.

Susanna erschrak, als man an ihre Türe klopfte. Sie möchte in das Wohnzimmer kommen, berichtete Berene.

Susanna fuhr zusammen. War Jean drüben? War der Augenblick da, in dem sie seine Hand für immer in der ihren fühlen würde? Rasch ging sie hinüber. Nein, Clermont war nicht da. Die Enttäuschung griff ihr hart ans Herz. Wieder nicht? Wann denn endlich?

„Susanna“, sagte Onkel Daniel, „wir haben beschlossen, schon heute nachmittag nach Turnach zu fahren. Es geht nicht, daß Herr Springer — dein Vater — und Herr de Clermont zusammen an unserem Tisch sitzen.“ Susanna nickte. „Es ist nur die Rücksicht auf dein Glück, was mich dazu bewegt. Sonst gefällt mir Springer nicht übel. Fremdartig sieht er aus, ein wenig auffallend mit seinem dunkelbraunen Gesicht und den hellblauen Augen. Und dann der Anzug — nun, das ist Nebensache.“

„Also mach' dich fertig, Susanna“, rief Tante Ursula, der leicht alles zu langsam ging. „Wir bleiben bis übermorgen, Onkels haben ja Zimmer genug und zu essen auch. Der Christian spannt in einer Stunde an. Um halb fünf Uhr sind wir dort. Mach' dich fertig.“

„Und Herr de Clermont?“ fragte Susanna.

„Er wird von Berene bedient, als ob wir da wären“, sagte Tante Ursula. „Und sonst — wenn er sprechen will — er kann es auch übermorgen. Zeit läßt er sich.“

„Sprechen will? Sprechen wird“, sagte Susanna stolz. „Er hat mir gesagt, daß er mich liebt.“

„Ach, wäge doch die Worte nicht. Dazu habe ich jetzt keine Zeit“, schallt Tante Ursula ungeduldig. Sie fuhr herum und machte Schubladen auf und zu, obgleich sie nichts mitzunehmen hatte als ihr Nachtzeug.

Onkel Daniel ging auf das Zimmer des Herrn de Clermont, um ihm zu sagen, daß die Familie bis übermorgen abwesend sei, ob vielleicht der Herr Oberst der Familie das Vergnügen machen würde, sie zu begleiten: Nein, der Herr Oberst war schon eingeladen, hat aber um die Erlaubnis, sich von den Damen zu verabschieden. Vor Tante Ursula verbeugte sich Jean de Clermont tief, Susannas Hand küßte er. Sie fuhr zusammen. Ich liebe dich, sagte der Kuß.

„Ich hoffe, die Damen übermorgen wieder begrüßen zu dürfen“, sagte Jean. Susanna hörte aus diesen nichtsagenden Worten, was sie zu hören wünschte.

Die Fahrt war schön. In der Ferne zeichneten sich die Schneeberge in zarten und scharfen Linien ab. Die Vorberge leuchteten schon dunkelblau. Nur auf dem Eis der Spitzen und Kuppen funkelte es, daß sie wie Gold glänzten. Der Föhn blies die Wölken vor sich her. Sie flohen wie Lämmer vor dem Wolf und versteckten und verkrochen sich zwischen den Hügeln und den Abgründen. Alles blaute, bekam Farbe und Licht, leuchtete und glitzerte. Die Wellchen auf dem kleinen See, an dem das

Rabriolett vorüberkam, rollten spielend den Ufern zu, und neckisch kamen und gingen die Schaumkronen, als ob Nixenköpfe mit Seerosenkränzen sich aus dem Wasser hoben und wieder verschwänden.

Als Christian in Turnach einfuhr, hatte die Sonne den Schnee von den Wiesen verjagt, daß von Schneeballschlachten keine Rede mehr sein konnte. Die Hühner suchten nach grünen Kräutlein und Gräsern, gaderten und scharkten und machten großen Lärm, wenn sie einen vorwitzigen Wurm fanden, der seinen Forschungstrieb mit dem Leben bezahlen mußte. Sie legten auch schon eifrig und brüteten pflichtgetreu, so viel an ihnen lag und man ihnen dies schöne Geschäft nicht um des allgemeinen Nutzens willen unmöglich machte.

Auch Tante Meielis Kaze hatte ihre Pflichten bereits erfüllt, denn Susanna sah sie unter dem Scheunentor auf einem alten Sad liegen, ihre fünf schneeweißen Zungen um sich, die vertrauensvoll, mit den winzigen Schwänzlein wippend, bei der Mutter Schutz und Nahrung suchten.

Auf dem Dach des Pfarrhauses jubelte eine Amsel in den Abend hinein, daß man aus jedem der triumphierenden Töne ihren Gruß an den Frühling heraushören konnte. In den Wasserlachen spiegelte sich der blaue Himmel, von den Dächern tropfte es, die Traufen gurgelten und plauderten, und die Tauben flogen schwirrend kreuz und quer, den Bienen nach, die sich hervorgewagt hatten und der Gartenmauer entlang nach offenen Blüten suchten.

Ein doppelter Freudenschrei vom Pfarrhaus her erscholl. Aus zwei Türen sprang es auf den Wagen zu. Aus der einen lief Tante Meieli in ihrem gewellten, silberweißen Haar und der blauen Schürze — sie hatte die Bohnen zum Stecken untersucht und ausgewählt — und aus der andern die Katrin, deren größte Freude und stets erwünschte Abwechslung es war, wenn Gäste kamen, mochte sie davon so viel Arbeit und Mühe haben, als man wollte.

Und Grüß dich Gott und Grüß euch Gott, und Guten Tag, Liebe, und Willkommen, willkommen Daniel, und Willkommen Ursula, und Behüte Susanna, was bist du ein schönes Mädchen, und dies und das und immer mehr rief es, bis endlich die drei Reisenden glücklich im Haus waren und Onkel Jakob, von dem großen Lärm angelockt, aus seinem Zimmer kam, mit weit ausgebreiteten Armen, die lange Pfeife immer in der Hand behaltend, auf die lieben Gäste zuging und sie alle in einer Umarmung begrüßte. Das violette, gestickte Käpplein fiel ihm dabei vom Kopf, daß man sein weißes Haar und seine schöne Stirn um so besser sehen konnte.

„Das ist aber schön, daß die Frau Schwendt und der Herr Schwendt gekommen sind“, sagte Katrin, die eifrig beim Ablegen half und dann eilig hinaussprang und Feuer machte, daß man es drinnen knistern hörte, und Milch aufs Feuer setzte und Eier in die Schüssel schlug und die Guten herumtrieb, daß ihnen angst und bange wurde, und Milch zugoß und Mehl herbeiholte und in kürzester Zeit die herrlichsten Strübli fertig hatte, so rasch, daß sogar Tante Ursula, die nicht gern jemand oder etwas lobte, das nicht dem Rosenhof entstammte, sagen mußte: „Katrin, wenn Ihr keine Hexe seid?“

Und inzwischen hatte Tante Meieli den Tisch mit den Blumentassen gedeckt und Honig geholt und Butter, die



Blindenanstalt Spiez. Werkstattgebäude.

sie selbst machte, und führte und lenkte und schob und streichelte ihre Gäste zum Tisch und half einem jeden sich setzen und brachte es auch in diesem kurzen Augenblick noch fertig, allen schnell etwas Liebes zu sagen.

Ja, das Pfarrhaus von Turnach. Sucht, wo ihr wieder eines findet wie das, so voll Liebe und voll Freude am Menschen. Sucht. Ihr findet doch keines.

(Fortsetzung folgt.)

Blindenanstalt Spiez.

Vor kurzem ist der neue Jahresbericht dieser Anstalt erschienen. In diesem anspruchslosen Heftchen ist immer recht viel Beherzigenswertes aus und zwischen den Zeilen zu lesen. Da kann man erfahren, wie arme, durch einen Schicksalswettersturm fast entwurzelte Menschenpflänzlein mit allen Fasern sich anklammern an die Mutter Erde, sich wieder aufzurichten suchen, wenn der Sturm vorüber, und sich recken und strecken nach einem neuen Licht. Da vernimmt man von einer Sonne, die aufgeht über dem reißbedeckten Feld und die starren Fesseln des Nachtfrostes bricht. — Lies aus den Schultern an Schulter sich drängenden Zahlenmännlein, die seitenslang in dichtgeschlossenen Kolonnen aufmarschieren, wie herzlich gut es unser liebes Bernervolk mit seinen Blinden meint und ihrem Heim! Das ist Wundbalsam gegen allen Weltschmerz und alle Menschenverachtung. Leg die dunkle Brille weg, lieber Freund, wenn Schatten über dich hingleiten und folge mir für kurze Zeit zu den Menschen, die aus Nacht zum Licht hindurchgedrungen sind!

„Ernährt — gelehrt — bewehrt.“ In diese Schlagworte kann man die Geschichte der Blindenfürsorge zusammenfassen. — Das Altertum überließ den gewöhnlichen Blinden meist seinem Schicksal; mit Almosen glaubte man seiner Nächstenpflicht ihm gegenüber genug getan zu haben. Erst in christlicher Zeit fing man an, sich auch der Lichtberaubten helfend anzunehmen, indem man sie in Anstalten vereinigte. Hier begnügte man sich damit, für ihr körperliches Wohlergehen zu sorgen, sie zu „ernähren“. Ein an sich recht unerquicklicher Zwischenfall belehrte einen edlen Menschen, daß die meisten Blinden auch bildungsfähig seien. Im Jahr 1784 war der französische Staatsangestellte Valentin Haüy in Paris Zeuge eines sonderbaren Konzertes vor einer Weisenfeste. Der findige Wirt hatte eine Schar von Blinden hier vereinigt, mit allerlei Lärminstrumenten ausgerüstet, und die Produktionen seiner „Schülklinge“ sollten jetzt zu-

schauer heranlocken. Haüy sagte sich: „Wenn die Blinden intelligent und geschickt genug sind, sich mit so sichtlichem Erfolg in den Dienst niedriger Gewinnlucht eines gemeinen Ausbeuters zu stellen, dann können sie gewiß etwas Rechtes auch lernen.“ Von einer Kirchentüre weg nahm er einen bettelnden blinden Jungen mit nach Hause und unterrichtete ihn. Schon nach einem Jahr konnte er an dem Jungen ganz erstaunliche Unterrichtserfolge nachweisen. Auf Reisen durch ganz Europa verkündigte er die Bildungsfähigkeit des Blinden. Anfangs des 19. Jahrhunderts entstanden auf seine Anregungen hin die ersten Blinden-Erziehungsanstalten, 1809 z. B. diejenige von Zürich. — Mit dem Nachweis der Bildungsfähigkeit der Blinden erweiterte sich der Begriff der Blindenfürsorge. Man fing an, von einer „Fürsorge für die Blinden von der Wiege bis zum Grabe“ zu sprechen. Es entstanden die sogenannten Blindenfürsorgevereine, die sich neben der Erziehung auch die Beschäftigung erwerbender und die Betreuung arbeitsunfähiger Blinden zur Aufgabe setzten. Ein reicher Segen ist von diesen Vereinigungen in den wenigen Jahrzehnten ihres Bestehens ausgegangen.

An die Errichtung und Führung von Erziehungsinstituten schloß sich die Schaffung von Berufslehreanstalten, die Ausrüstung des jungen Handwerkers mit Arbeitsgeräten und Rohstoffen, die Sorge für günstige Absatzmöglichkeiten, die Gewährung von Darlehen für blindengewerbliche Zwecke und bald auch die Erwerbslosenfürsorge.

Eine Blindenwelt ist in den letzten Jahrzehnten entstanden. Der Blinde wurde aus der Einzelhaft erlöst und in das Internat der Blindenanstalt versetzt. Damit war die Möglichkeit gegeben, den Zustand des Blindenseins zu lösen von Zufälligkeiten der Herkunft, des Charakters, des Temperamentes. Die Blinden selber wurden abgelenkt vom Negativen auf das Positive, von dem was ihnen fehlte auf das was ihnen eignete, und es tröstete sich einer mit und an dem andern. Noch heute ist der Blinde der beste Tröster des Blinden.



Blindenanstalt Spiez. Auf dem Holzplatz.

Die „Bernische Privatblindenanstalt“ wurde 1837 durch den blinden G. C. von Morlot gegründet. Bis 1890 hatte sie ihren Sitz in Bern. Dann wurde sie in das Schloß König verlegt. Dasselbst erlebte sie von 1910 an eine Zeit